

Evelyn Salvisberg

Im Schatten des Waldläufers



1. Dezember



Nähe Dover, Delaware 1854

Noch nie hatte Miranda eine solche Todesangst ergriffen, wie in diesem Moment.

Vergeblich suchte sie in der Dunkelheit der Nacht nach einem Ast – oder irgendeinem Gegenstand. Wenn sie keinen Halt fände, würde sie ertrinken.

Hätten ihre Eltern doch nur darauf bestanden, sie in ihren Schuljahren im Schwimmen statt im korrekten Benehmen zu unterrichten! Trotz der zahlreichen Lektionen, die sie über „*Tugendhaftes Verhalten junger Damen*“ absolviert hatte, wusste sie jetzt nicht, wie sie sich bewegen musste, um nicht in diesem tiefen, stinkigen Tümpel unterzugehen.

Wild schlug sie um sich, während ihr Kopf immer wieder untertauchte. In den wenigen Momenten, in denen sie nach Luft schnappen konnte, schrie sie aus Leibeskräften nach Hilfe.

Ihre Furcht vor dem geheimnisvollen Waldläufer war schuld, dass dieser Unfall passiert war!

Sie hatte den unheimlichen Wald, in dem der Wilde angeblich in einer Hütte hauste, so schnell wie möglich durchqueren wollen.

Man erzählte sich furchteinflößende Geschichten über den Waldbewohner. Niemand wusste, wovon er lebte

oder was er trieb. Nicht viele Menschen hatten ihn je zu Gesicht bekommen. Doch diejenigen, die ihn tatsächlich gesehen zu haben glaubten, erzählten, er sei ein Jammerbild des Elends und der Verkommenheit. Sie behaupteten, sein ganzer Körper sei mit Haaren übersät. Er habe einen dichten, schwarzen Bart und lange, wirre Haare auf dem Kopf. Die einen meinten, er habe eine ansteckende Krankheit und lebe deshalb so abgeschieden. Die anderen beschrieben ihn als Wahnsinnigen. Dann gab es noch diejenigen, die sich darin einig waren, dass er ein dunkles Geheimnis hüte. Er sei ein ehemaliger Sträfling, vielleicht sogar ein Mörder.

Unter den größeren Jungs galt es als Mutprobe, sich der Hütte des Einsiedlers zu nähern. Aber ganz nah heran wagte sich dann doch niemand. Man munkelte, der bärtige Waldläufer habe unerwünschten Eindringlingen mit einem Gewehr hinter einem Baum aufgelauert und damit gedroht, jeden zu erschießen, der sich ihm nähere. Diese Worte schienen in den letzten Jahren ihre Wirkung getan zu haben: Niemand kam der versteckten Behausung freiwillig nahe.

Manchmal bezweifelte Miranda, dass es diesen Waldbewohner überhaupt gab. Durch all die Geschichten, die man sich über den Waldbewohner erzählte, war er zu einem Mythos geworden. Vielleicht war er bloß eine Legende, kein existierender Mensch aus Fleisch und Blut?

Trotzdem hatte Miranda nur den einen Wunsch gehegt: den unheimlichen Wald so schnell wie möglich hinter sich zu lassen, zumal es bereits stockdunkel geworden war!

In ihrer Panik ließ sie die Reitgerte nicht gerade sanft auf den Rücken des eingespannten Pferdes niedersausen, worauf das erschreckte Tier einen großen Satz nach vorne tat. Ausgerechnet in diesem Moment öffnete sich vor ihr ein tiefes Schlagloch. Das Rad des Einspanners blieb darin stecken, Miranda hingegen wurde durch den Schlag von der Sitzbank geschleudert.

Ach, warum hatte sie ausgerechnet in diesem fürchterlichen Sumpf landen müssen! Andererseits: Wäre der düstere Teich nicht gewesen, wäre sie statt ins trübe Wasser auf dem harten Boden aufgeprallt.

Hätte sie doch nur ihren Kutscher gebeten, sie zu begleiten! Wie oft hatte ihre Mutter sie gewarnt, ihr Dickkopf würde sie eines Tages noch in Gefahr bringen! Ihre Eltern hätten ihr niemals erlaubt, diesen Ausflug ohne Begleitung zu unternehmen. Wie gut, dass sie von ihren Abenteuern nichts wussten! Wenigstens hier kam ihr das Desinteresse der Eltern an ihren Aktivitäten entgegen.

Diese Ignoranz hatte sich eingestellt, nachdem ihre Geschwister, die Zwillinge, auf die Welt gekommen waren. Die Eltern mussten damals feststellen, dass Mirandas Sprachfehler mit dem Älterwerden nicht verschwand, wie sie das gehofft hatten.

Miranda erinnerte sich noch daran, wie ihr Vater sie früher liebevoll seine „Kämpferin“ genannt hatte. „Ich bin gespannt, was aus dir werden wird!“, hatte er manchmal angefügt. Damals hatte er wegen ihres Stotterns noch Mitleid für sie empfunden. Mitleid, weil sie deswegen oft übergangen oder für dumm gehalten wurde.

Man unterhielt sich nun mal nicht gern mit einem Kind, das stotterte. Miranda hatte gelernt, sich das, was sie wollte, nicht mit Worten, sondern auf andere Weise zu erkämpfen.

Mrs Garrett, die Frau des Quäker-Predigers am Ort, war eine der wenigen Menschen, mit denen Miranda sich gern unterhielt. Sie hatte die freundliche Frau an einem gewöhnlichen Nachmittag kennengelernt. Seit jener Begegnung hatte Mrs Garrett ein aufrichtiges Interesse an der jungen Frau gezeigt. Die ältere Frau hörte ihr zu, ohne ungeduldig zu werden oder sie dauernd zu unterbrechen, wie das viele Menschen taten, die meinten, Miranda damit einen Gefallen zu tun.

Mrs Garrett war außerdem der festen Überzeugung, dass Gott Mirandas angeborene Kämpfernote nicht umsonst in die Wiege gelegt hatte. „Wer weiß, ob in der Zukunft eine besondere Aufgabe auf dich wartet, die einen gewissen Kampfgeist erfordert?“, hatte sie gemeint.

Im Augenblick schien Miranda ihr Dickschädel allerdings kein einziges bisschen weiterzuhelfen. Wild um sich schlagend, schrie sie ein weiteres Mal in die Dunkelheit und in die Stille des Waldes hinein: „Hilfe! Ich ertrinke!“

Das Ufer des Teichs schien nicht weit entfernt. Es müsste ihr nur gelingen, es zu erreichen, schon wäre sie gerettet!

Sie versuchte sich an die Bewegungen ihres Onkels zu erinnern, dem sie eines Tages beim Schwimmen in einem nahegelegenen See zugesehen hatte. Er hatte die Arme gleichmäßig nach vorne bewegt.

Doch gelassene Schwimmszüge schienen hier nicht zu helfen. Je näher sie dem Ufer kam, je zäher wurde der Schlamm. Er klebte so schwer an ihr, er zog sie förmlich nach unten. Müsste sie in dieser dunklen Masse jämmerlich sterben?

Miranda zwang sich dazu, ihre Panik zu verdrängen. Ein ums andere Mal weinte sie: „Gott, hilf mir! So hilf mir doch!“

Plötzlich gab es neben ihr im Teich einen gewaltigen Schlag. Als ob ein Felsbrock ins Wasser stürze. Die Welle, die daraufhin über ihr zusammenschlug, ließ sie erneut untertauchen. Doch im nächsten Moment spürte sie starke Arme, die sich um ihren Leib legten. Wie ein Getreidesack wurde sie auf einen breiten Rücken geworfen. „Halten Sie sich fest!“, befahl eine männliche Stimme, die keinen Widerspruch dulden ließ.

Miranda tat, wie ihr geheißen wurde. Kaum hatte sie sich an ihrem Retter festgekrallt, als er mit ihr zusammen auch schon das Ufer erreichte. Auf allen Vieren zog er sich aus dem Wasser, was ihm nicht leicht zu fallen schien, da er ihr Gewicht auf sich trug.

Sobald sie festes Land unter ihren Füßen spürte, ließ Miranda sich von seinem Rücken gleiten. Zu kraftlos, um sich aufzurichten, blieb sie keuchend auf der steinigen Erde liegen. Schmutziger konnte sie nicht mehr werden, sagte sie sich.

Auch neben ihr hechelte es. Nicht nur sie, auch ihr Lebensretter hatte seine ganze Kraft einsetzen müssen, um sie aus dem schlammigen Tümpel zu ziehen. Allerdings

kam der Mann viel schneller wieder zu Atem. Er streckte ihr seine Hand entgegen, um ihr aufzuhelfen.

Miranda wollte sie dankbar ergreifen. Dabei fielen ihre Augen auf seine Silhouette. In der Dunkelheit machte sie schwarze, wirre Haare und einen dichten, dunklen Bart aus, der sein Gesicht fast vollständig verdeckte.

Ein gespenstischer Schauer lief ihr über den Rücken. Ein Schauer, der sich noch viel eisiger anfühlte als das kalte Wasser vorhin. Ohne dass sie ihn je zu Gesicht bekommen hätte, wusste sie im selben Augenblick, wer da vor ihr stand. Der Mann war keine Fantasiefigur und die Beschreibungen über ihn kein Märchen: Ihr Lebensretter war niemand anderes als der geheimnisvolle Waldläufer.



All die furchterregenden Geschichten, die man sich über ihn erzählte, kamen Miranda in den Sinn, während sie zusah, wie der Waldläufer sich zurückzog und sein Gesicht zu verbergen versuchte. Er musste ihr Zögern, seine dargebotene Hand zu ergreifen, ebenso wie das blanke Entsetzen in ihren Augen bemerkt haben. Und ihr wurde klar: Er wusste, was man sich über ihn erzählte. Nein, er war kein Schönling, ganz gewiss nicht! Doch den fürchterlichen Beschreibungen über ihn wurde er auch nicht gerecht.

Der kurze Blickkontakt reichte aus, um zu erkennen, dass seine Augen weder in tiefen Höhlen lagen, noch gefühllos in die Welt blickten. Ganz im Gegenteil. Sie

wirkten intelligent und hellwach – und jünger, als sie erwartet hatte. Aus irgendeinem Grund kamen sie ihr nicht unbekannt vor.

Während ihrer Musterung hatte er sich erhoben. Wollte er sich aus dem Staub machen?

Ja, offensichtlich hatte er genau das vor!

Doch Mirandas Neugier war geweckt. Sie wollte mehr über diesen Menschen erfahren! Bevor er die Flucht ergreifen konnte, bat sie: „Verzeihung. W... würden Sie mir aufhelfen?“

Jetzt war er der, der zögerte. Schließlich drehte er sich halb zu ihr um und ergriff ihre ausgestreckte Hand.

Wieder stellte sie verwundert fest, dass er kein alter Mann war. Ihre Augen wanderten über seine zurückgeschlagenen Hemdsärmel, über das dunkle, nasse Hemd, das auf einer breiten Brust klebte. Ihre Beine fühlten sich noch immer wie Pudding an. Ob vor Kälte, Schreck oder vor Aufregung, weil ihre Hand in der des Waldläufers lag, vermochte sie nicht zu sagen.

Er bemerkte ihr Schwanken und legte seinen freien Arm auf ihren Rücken, um sie zu stützen. Zusammen kämpften sie sich den Hang hinauf, zurück auf den Weg.

Sie spürte den warmen und festen Druck seiner Hand in ihrem Rücken. *Die Hand eines Verbrechers oder die Hand eines Retters?*, überlegte sie. Miranda erinnerte sich an die Worte einiger Dorfbewohner: *Er ist ein Teufel*. Mit seinem matschverschmierten Körper und in der Dunkelheit der Nacht mochte er zwar gespenstisch aussehen, doch ein Bösewicht würde einem Ertrinkenden wohl kaum das

Leben retten. Ihr war er jedenfalls wie ein Engel, nicht wie ein Teufel erschienen.

Eine plötzliche Wut, wegen all der schlimmen Dinge, die sich die Menschen über ihn erzählten, stieg in Miranda auf. Sie kannten den Mann nicht! Er konnte kein böses Herz haben, wenn er sich einer Fremden gegenüber so fürsorglich verhielt.

Vor einem Gestrüpp blieb ihr Retter stehen. Dort hingen sein Mantel und sein Hut. Er legte sich den sauberen, trockenen Umhang über den Arm, den Hut hingegen setzte er, trotz der nassen, schmutzigen Haare, auf. Dabei zog er die Krempe so tief in die Stirn, dass seine Augen nicht mehr zu sehen waren. Seine Absicht?

Oben auf dem Weg angekommen, stellte Miranda verblüfft fest, dass ihr Einspanner und das Pferd immer noch dastanden, als wäre nichts geschehen.

Der Mann neben ihr bemerkte ihr Zögern, das Gefährt erneut zu besteigen. Doch er bot ihr nicht an, sie in die Stadt zurückzubegleiten. Das hätte sie von ihm auch niemals erwartet.

Bisher hatten sie kaum ein Wort miteinander gesprochen. Miranda fand es an der Zeit, das zu ändern. „Ich möchte Ihnen von H... Herzen danken, Sir! Sie haben mir das Leben gerettet ... und dabei sind Sie genauso schmutzig geworden wie ich.“

Er machte eine wegwerfende Handbewegung, als wolle er sagen: „Keine Ursache!“

„Wie kann ich Ihnen für Ihre mutige Tat danken?“

„Versprechen Sie mir, niemandem von mir oder dieser Begegnung hier zu erzählen. Das ist alles, was ich für meine Aktion verlange, M'dam!“ Diese Worte waren mit tiefer, hastiger Stimme gesprochen. Miranda kam es vor, als versuche er, seine Stimme zu verstellen.

Sie sah ihn an und flüsterte: „Egal, was d... die Menschen über Sie erzählen: Sie sind kein böser Mensch. Ganz im G... Gegenteil.“

Seine Augen trafen die ihren, bevor er sich schnell wieder abwandte.

„Wie heißen Sie?“, wagte sie sich noch einmal vor.

„Sie wissen doch, wie man mich nennt!“ Er räusperte sich. „Ich habe Ihnen geholfen. Als Gegenleistung verlange ich Ihr Schweigen über diese Begegnung. Bitte!“

Miranda fand das lächerlich. „Warum?“

Seine Stimme wurde ungehalten. „Weil ich meine Ruhe haben will, deshalb! Versprechen Sie es mir!“

„Nun gut. Ich verspreche es Ihnen!“ Sie ging um ihren Wagen herum und setzte sich auf den Kutschbock.

„Und suchen Sie mich nicht mehr auf! Das nächste Mal werde ich Sie bestimmt nicht mehr so freundlich empfangen!“

Was?

Miranda tat, als hätte sie diese Worte nicht gehört.

„Vielen Dank, noch einmal, Sir! Ich w... wünsche Ihnen einen schönen Abend!“, rief sie über ihre Schulter zurück, bevor sie mit der Zunge schnalzte und losfuhr.

Halbwegs rechnete sie damit, dass er eine Waffe zog, um sie anzuhalten und ihr auch noch dieses Versprechen

abzuringen. Doch auf dem restlichen Weg geschah nichts Ungewöhnliches mehr.

Die einzige Furcht, die Miranda jetzt noch hatte, war, wie sie ihren Eltern ihr Aussehen erklären sollte. Das Geständnis, dass sie ohne Begleitung durch den Wald geritten war, nur weil sie den Hutladen in Camden hatte aufsuchen wollen, würde vermutlich nicht ausreichen, einer Abfuhr zu entgehen.